

Aus frühen und späten Jahren

Erinnerungen

VON ILSE SCHÜLE

*Im Mai 1993**

Schon vor einiger Zeit bekam ich von einer Heidelberger Studentinnengruppe die Anregung, eine kleine Arbeit zu schreiben, und zwar über mein Leben in frühen, späteren und späten Jahren. Der Auftrag war deshalb von Interesse, weil ich bereits 90 Jahre alt werde. Ich bin geboren am 17. Juni 1903.

Wie war es in jenen vergangenen Jahren um Ausbildung und Leben bei Menschen bestellt, die sich zu einem künstlerischen Beruf entschlossen hatten? Bei mir handelte es sich um Malerei und Grafik.

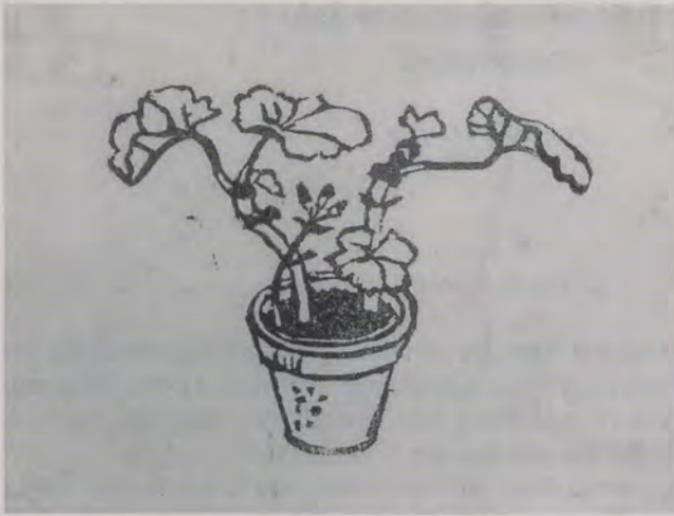
Geboren bin ich in Vaihingen a. d. Enz als Tochter des Stadtschultheißen Bentel, als viertes von sechs Kindern. Den Vater verloren wir früh. Dieser Verlust prägte uns tief. Wir zogen um nach Ludwigsburg, und ich kam dann in die Höhere Töchterschule, die später Mathildienstift genannt wurde.

Aber nun noch einmal zurück zu meiner »Wiege«. Ich wurde nämlich in einer Mühle geboren, und viel schönes, strömendes, funkelndes Wasser umgab das Haus. Irgendwie habe ich diese ersten Eindrücke mit hinein ins Leben genommen, ganz sicher das Plätschern und Rauschen um mich herum. Es bezaubert mich heute noch. Auch eine kräftige Reaktion auf Farben, auf bunte Bänder insbesondere, muß ich schon früh gezeigt haben. Bei ihrem Anblick lachte und jubelte ich vor Freude. Dazu soll meine Mutter trocken bemerkt haben: »Die wird einmal eitel!« Ob das gestimmt hat, weiß ich bis heute nicht.

Aber nun wieder zurück nach Ludwigsburg und zu meiner Schule. Ich werde nach meinen Lehrern gefragt, – in jenen längst vergangenen Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg. Ich gebe ihnen ein gutes Zeugnis, denn ich liebte sie sehr, besonders Fräulich Löbich, für mich eine Gestalt aus der Märchenwelt, die erste Lehrerin meines Lebens. Aber dann kam gleich Fräulein Paret, die Zeichenlehrerin. Ich stand mit ihr auf bestem Fuße. Allerdings, ein bißchen mehr Freiheit hätte ich mir schon gewünscht, heute würde ich sagen, mehr Spielraum für die Phantasie. Aber damit hatte ich auch bei anderen Lehrern weniger gute Erfahrungen gemacht; die Flügel wurden einem damals doch recht beschnitten, und man fügte sich ein, nur eine leise, bedauernde Frage blieb zurück.

Unser Zuhause fanden wir überaus gut; viele Künste, auch Literatur und Dichtkunst wurden gepflegt. Schiller- und Goethe-Gedichte wurden von uns Kindern

* Für ihre Mithilfe bedanke ich mich herzlich bei Frau Lilo Warthmann und Herrn Ludwig Reder.



kurzerhand umgewandelt und aufgeführt – alle Plätze 10 Pfennig! – Und wir wurden sogar in Ludwigsburger Zeitungen gelobt! Besonders »Hektor und Andromache«, das wir mit viel Pathos auf die Bühne brachten, schlug ein. Das »verdiente« Geld bekam das Rote Kreuz. Wir befanden uns in den Kriegsjahren 1914–1918.

Es fehlte im Familienkreis an Talenten nicht. Zeichnen konnten wir alle. Interesse in dieser Richtung war bei allen vorhanden, bei Söhnen und Töchtern, aber auch bei der Mutter, die sich besonders auszeichnete. Ich selbst fing früh an, mich in diesen Künsten zu üben, und sammelte viele bunte Erzeugnisse um mich an.

Ein Freund der Familie, selbst Maler und Bildhauer, war bestrebt, mich zu fördern. Diese Zuwendung nahm ich gerne an, und nun entstanden Zeichnungen und farbige Bilder in jeder freien Stunde. Eine Welt ging für mich auf. Übersattet wurde diese Zeit durch den Ersten Weltkrieg. Unser ältester Bruder Gerhard mußte in ganz jungen Jahren auf den Schlachtfeldern in Frankreich sein Leben lassen.

Unser zweiter Bruder Edmund hatte etwas mehr Zeit, seine Gaben, die bedeutend waren, zu entwickeln, darunter eine seltene Musikalität. Aber am Ende des 2. Weltkrieges war auch seinem Leben das Ziel gesetzt; in französischer Gefangenschaft starb er an Flecktyphus.

Und was ist aus unseren Zwillingen, aus unseren Nesthäkchen geworden? Hermann erlebte seinen ersten Geburtstag nicht, und das Schwesterchen Dorothea durfte aufwachsen und sich entfalten. Sie ist nun mit 83 Jahren gestorben und hinterließ uns unter anderem wichtige Tagebücher und viele gute Zeichnungen und Bilder.

Margarete, unsere älteste Schwester, hatte ebenfalls die Begabung, mit Pinsel und Farbe umzugehen, und besaß eine schöne Singstimme, die später ausgebildet wurde.

Unsere Mutter stammte aus der Goldschmiedefamilie Natter in Biberach. Sieben Generationen Goldschmiede dieses Namens waren dort ansässig gewesen. Einer davon hieß Lorenz Natter, 1705–1763. Er arbeitete für viele europäische Fürstentümer und schließlich am Zarenhof in Petersburg. Dort ist er gestorben als ausgesprochen berühmter Mann. Seinen Ruhm verdankte er hauptsächlich den von ihm aus Halbedel- und Edelsteinen geschnittenen Gemmen. Goethe und Lessing haben über ihn geschrieben. Es gibt auch ein modernes Buch über ihn, das ich besitze.

Künstlerpersönlichkeiten haben wir auch sonst noch in der Familie. Ein Bruder unseres Großvaters war ebenfalls Goldschmied und wirkte als Professor an der Akademie in Stuttgart. Ein Bruder unserer Mutter war Bildhauer, und er durfte sich in Paris ausbilden. Er hieß Max Natter und lebte in Stuttgart.

Meine Tochter ist Goldschmiedemeisterin, und die Enkelin Christina steht in der gleichen Ausbildung. Damit haben wir neun Generationen Goldschmiede in der Familie.

Und doch lebte auch unsere Familie nicht nur aus künstlerischen Geistesströmungen. Viele Pfarrersleute füllen die Linien des Stammbaumes bis heute. Dafür sorgte u. a. die Ur-Urgroßmutter Bentel, geb. Schieber aus Ludwigsburg, die ihre achtzehn Kinder fast allein großziehen mußte. Der Vater, Hofkonditor und Geometer, war früh gestorben. Sechzehn Kinder überlebten; diese waren geistlich ausgerichtet und schlossen sich zum großen Teil der Templerbewegung in Korn tal an und wanderten nach Palästina aus, wovon noch heute in Tel Aviv Grabsteine zeugen; auch wurden dort Worte der Bibel in großer Fraktur auf die Wände vor relativ kleinen Häuschen gemalt. Die Söhne Gottlob-Jonatan und Rudolf wurden württembergische Pfarrer. Gottlob-Jonatan war unser Großvater, zuerst bei Odessa in Rußland wirkend, später als Patronatspfarrer in Adelmansfelden.

Der Großvater Natter, seines Zeichens Gerichtsnotar, heiratete eine Waldenserin, eine Französin, eine Persönlichkeit voller Geist und Leben, voller Waldenser-Sendungsbewußtsein. So wird unser Leben gefüllt, wie mit Farben, mit den verschiedensten Menschen und Lebenssituationen.

Nun kam die Zeit der Entscheidung über meinen Ausbildungsgang. Ich war so um die 17 bis 18 Jahre alt geworden und hatte inzwischen Freunde, die ähnlichen künstlerischen Zielen zustrebten. Auch der schon erwähnte Freund wurde noch einmal, mit entscheidender Stimme, zu Rate gezogen, und ich begann mein Studium auf der Kunstgewerbeschule in Stuttgart, auf dem Weißenhof. Die damals vorgeschriebenen zwei Vorsemerster »Allgemeine Abteilung« waren zunächst für mich nicht von großer Bedeutung. Wohl konnte man Zeichnen und Malen weiter betreiben, man wurde in mancherlei Techniken eingeführt, Professor Lörcher gab Modellieren, auch konnte man Aktzeichnen belegen bei Professor Pankok. Dieser richtete die berühmten Werkstätten ein, ein handwerkliches Vorstudium. Pankok wurde Direktor der Schule, deren Architektur ihm übertragen worden war. Andere Professoren hießen Lang und Eberhardt.

Ich hatte den Lehrer der Abteilung Grafik zufällig kennengelernt, Professor Schneidler, und er hatte mich aufgefordert, doch gleich zu ihm zu kommen. Aber das wurde erst ein halbes Jahr später genehmigt. Man stand schon in der Inflation, anfangs der zwanziger Jahre, und in der Frage, ob man weiterstudieren könnte oder irgendwie Geld verdienen mußte. Es waren schwierige Entscheidungen zu treffen.

Schneidler riet dazu, zunächst ein intensives Schriftstudium vorzunehmen, und zurückgekehrt auf die Schule, nahm ich mir diese Aufgabe besonders vor; dies half mir, bald bei Schneidler mitarbeiten zu können. Wichtig war es für mich, daß ich lernte, in die Möglichkeiten der Schriftgestaltung einzudringen, und das bei einem ausgezeichneten Lehrer. Schneidler war damals bestimmt der tüchtigste Schriftkünstler nicht nur in Deutschland.

Es wurde mir auch dadurch geholfen, daß ich einen Lehrauftrag bekam für Schriftgestaltung und für Zeichnen und Malen. Gewiß wußte der Professor auch für andere Schüler Wege, das Studium fortzusetzen.

Inzwischen hatten sich die Klassen wieder gefüllt, nun auch mit reichen Ausländern. Es war für sie günstig, in Deutschland zu studieren. Selbstverständlich waren die Klassen gemischt, und wir hatten interessante Leute aus Norwegen, Finnland, Tschechoslowakei, Ungarn, aus der Türkei und auch Indien. Juden hatten wir sowieso immer gehabt, begabte, geistvolle Menschen, die zu meinem Freundeskreis gehörten.

Nun war die Zeit gekommen, ein Atelier zu beziehen. In dem oberen Stock des Gebäudes, neben der Wohnung von Professor Schneidler, ergab sich eine solche Gelegenheit. Ich durfte sie wahrnehmen, zusammen mit den zwei Kolleginnen Margarete Leins und Erika Hansen. Wir hielten gute Freundschaft, man kann sagen, ein Leben lang. Erika ist 92 Jahre alt geworden und ist kürzlich verstorben.



Sie wohnte in Berlin. Margarete lebt noch in den USA, auch im Alter von 92 Jahren, nun sehr behindert durch einen Schlaganfall, teils umgeben von ihrer Familie. Beide Freundinnen waren ausgezeichnete und erfolgreiche Buchkünstlerinnen.

Ein Vorfahre von Margarete Leins war ein berühmter Architekt in Stuttgart und hat dort den »Alten Bahnhof« gebaut, der lange Zeit als Denkmal geschützt war. Es hat sich herausgestellt, daß auch eine Persönlichkeit aus unserem Hause Natter sich mit daran beteiligt hat.

Auch bei Erika Hansen waren Malerei und Goldschmiedekunst in der Familie, wie auch bei Margarete Leins, die ebenfalls einen Lehrauftrag an der Kunstgewerbeschule übernommen hatte.

Wir sind jetzt immer noch in den zwanziger Jahren. Durch Schneidler wurde eine vielseitige Ausbildung angeboten. Es wurde viel verlangt und tüchtig gearbeitet, und die Auslese war streng. Wer sich nicht ausgesprochen bewährte, wurde weggeschickt; das passierte in einem bestimmten Semester bei 47 von 50 Schülern. Im Zeugnis stand dann: »verläßt die Abteilung«! Das waren harte Worte, für manche kaum zu ertragen. Wer sich durchzuringen wußte, hatte großen Gewinn. Behutsam suchte Schneidler die Einmaligkeit der Begabung. Hoffnungslos war es für ihn, wenn ein Student vorprogrammiert war, wenn er in einer vorgefaßten Form oder Manier die Fragen der Darstellung lösen wollte. Der Professor suchte das Unmittelbare, Einmalige, Lebendige, noch Unausgeschöpfte.

Und es gelang ihm, einige Leute herauszuholen zu größeren Aufgaben. Diese kamen dann an Schulen nach München, Dortmund, Berlin usw. als erste Lehrkräfte. Andere sehr begabte Menschen konnten diesen gegenseitigen Kontakt mit Schneidler nicht finden. Da war ein ungarischer Jude namens Imre Reiner mit ausgesprochen schöpferischer Begabung, eine selbständige Kraft. Hier scheiterte die Zusammenarbeit nach Jahren, und Reiner ging in die Schweiz nach Lugano. Er hatte die Fähigkeit, sich ohne Schwierigkeiten durchzubringen, schrieb Fachbücher und hatte genug Aufträge. Auch in der großen Thyssen-Ausstellung ist er mit mehreren Arbeiten vertreten.

Schneidler organisierte für seine Schüler, für seine Lehrkräfte und Meisterschüler immer wieder Ausstellungen in Köln, Leipzig, Stuttgart, Berlin usw., mit gutem Erfolg. Mit viel Erfolg, wie sehr er mit seiner Person hinter seine Schüler zurückzutreten pflegte. Er sorgte auch für Veröffentlichungen von uns, in verschiedenen Zeitschriften. Zum Beispiel in der »Gebrauchsgraphik«, im »Archiv für Buchgewerbe« und in hauseigenen, von ihm selbst herausgegebenen Zeitschriften. Auch wir drei Kolleginnen wurden als Mitarbeiterinnen herangezogen.

Auch verschiedene Reisen haben wir unter der Führung Schneidlers unternommen. Einmal ging die Reise zum Bauhaus nach Dessau. Wir waren sehr angetan von der Gestaltung dieser Schule und der Privathäuser der Lehrkräfte. Glas spielte eine große Rolle, auch der Stahl war ein Bauelement, das dem Werk Glanz und Würde verlieh.

Waren da nicht Häuser von Klee, Kandinsky, Schlemmer, Itten, Mies van der



Rohe, vielleicht sogar von Le Corbusier? So genau erinnere ich mich nicht mehr. Es wurde von uns alles eifrig beobachtet, diskutiert, bewundert, angenommen und zum Teil auch wieder verworfen. Man suchte zu verstehen, was manchmal nicht gelang. Da war ja auch noch die Bauausstellung auf dem Weißenhof in Stuttgart, die durchaus vom Bauhaus beeinflusst war und die neue Kraft dieser Gestaltung verwirklichen wollte. Wir durchstreiften in der Mittagspause die werdenden Gebilde von Häusern mit strenger Kritik. Wollte man so wohnen? Das »Ja« überwog, obwohl man die Werte dieser neuen Formgebung noch nicht ganz annehmen konnte.

Und wo stand Schneider? Natürlich in der Moderne, aber behutsam, zurückhaltend wie immer, auch im Unterricht keinen Zwang ausübend. Die Vielfalt durfte wachsen, aber Qualität war und blieb das Ziel, mit bewußter Ausrichtung und dann doch wieder rigorosen Entscheidungen.

So gingen die zwanziger Jahre dahin, und es kamen wieder große Veränderungen. Unsere so freundschaftliche Zusammenarbeit, unser Atelier, löste sich. Es wurde geheiratet. Margarete wanderte nach den USA aus und zog ihrem Verlobten nach. Einige Zeit vorher hatten Erika und Margarete die Schule verlassen. Man arbeitete frei für gute Verlage, auch für die Deutsche Verlagsanstalt. Auch ich arbeitete dort im Auftrag von Prof. Schneider, und noch in unserem alten Atelier. Im Jahre 1929 heiratete ich, und auch das bedeutete Abschied von der Schule. Damals dachte man als Frau nicht daran, dann noch als Lehrkraft zu bleiben. Ohne darüber zu sprechen, wußte man, Schneider wollte den ganzen Einsatz. Er konnte sich so eine Teilung des Lebens nicht vorstellen. Anders die Konstellation bei den Studenten, wie schon berichtet, den Studenten, die ein Lehramt übernommen hatten, also Professoren geworden waren: Trump, Kraft, Brudi, Gottlieb Ruth, Grieshaber usw.

Einer Mitstudentin möchte ich noch besonders gedenken, weil sie besondere Leistungen vollbrachte. Sie hieß Eva Aschoff und war eine engagierte Schneider-Schülerin. Nach entsprechenden Studien wechselte sie in die Buchbinderei zu Schlemmer, einem Bruder des Bauhaus-Professors Schlemmer, und lernte hier und noch in einer anderen Schule in London ein vorzüglich fundiertes Handwerk. Sie vollendete ihre Studien bei dem berühmten Meister Liehl und bei Frieda Thiersch, immer mit dem Ziel, das Beste ist gerade gut genug! Sie machte sich dann selbständig in Freiburg und richtete dort eine berühmt gewordene Werkstatt für Buchbindekunst ein. Sie war die Tochter des Universitätsprofessors für Psychiatrie Aschoff in Freiburg. Neulich wurde mir ein Buch geliehen mit dem Titel: »Imprimatur – Jahrbuch für Bücherfreunde«, Verlag der Gesellschaft der Bibliophilen, Frankfurt a. M., 1960. Darin ist eine ausführliche Würdigung über Leben und Werk von Eva Aschoff enthalten.

Gewiß gab es auch sonst noch viele erfolgreiche Schneider-Schüler, über deren Namen und Daten ich in anderem Zusammenhang berichte.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen u. a. auch Mira Moll und Anne Haarer, die beiden ausgezeichneten Kräfte, die meine Freundinnen sind und waren.

Vor mir lag mit meiner Heirat eine neue Aufgabe, die mich sehr ausfüllte. Mein Mann war eine Persönlichkeit mit vielerlei geistigen Gaben. Auch er brauchte ein volles Ja zum gemeinsamen Leben und Wirken. Wie könnte ich seine Vielseitigkeit mit wenigen Strichen zeichnen? Seine Ausdruckskraft galt stark dem Wort. Er schrieb viel, philosophischen, poetischen, religiösen Fragen galt ein großes Interesse, aber auch die berufliche Arbeit als Regierungsbaumeister und Bauingenieur nahm seine Kräfte sehr in Anspruch. Er mußte sorgfältig planen, den vielfältigen Aufgaben nachzukommen. So sehr ich seine Ziele schätzte und sie teilte, war ich doch bestrebt, meine berufliche Arbeit nicht aufzugeben. Ausdrücklich bat er mich darum und unterstützte mich in positiver Weise. Neues Leben kam auf uns zu. Man schrieb das Jahr 1930, und unser Zwillingsspärchen kam zur Welt. Diese zwei bestimmten, wie es zu gehen pflegt, meine Tage und Nächte mit Freude und Besorgtheit. Schließlich wurde noch ein Kindermädchen engagiert, das die Kinder mitliebte und mitpflegte. Nach einem Jahr stellten sich die beruflichen Arbeiten bei mir wieder ein. Auch mit Zeichnen und Malen konnte ich wieder anfangen.

Erika heiratete auch und zog nach Berlin, und ich übernahm ihre Verlagsarbeit in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, halbtagsweise.

Ich hatte dort einen großen Teil der Einbände und Schutzumschläge der Bücher, die herauskamen, zu entwerfen, ihre Herstellung zu überwachen in der Druckerei und Buchbinderei, verbunden mit anderen Aufgaben.

Für eine Schriftgießerei, für Ludwig und Mayer in Frankfurt a. M., hatte ich eine Druckschrift zu entwerfen. Sie wurde »Rhapsodie« genannt und wurde ein Erfolg. Sie wird heute noch verwendet nach 50 Jahren.

Immer mehr wuchs ich ins Berufsleben hinein. An vielen Verlagen im In- und Ausland durfte ich mitarbeiten, und ich wurde aufgefordert, an Buchausstellungen teilzunehmen, in London und Paris, in Den Haag; selbst nach Rom wurden Arbeiten von mir geschickt. Auch in Deutschland gab es viele Möglichkeiten für mich, auszustellen; in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M. war ich mit dabei. Auch im Gutenbergmuseum in Mainz und im Schillermuseum in Marbach sind Arbeiten von mir vorhanden, auch in Hall. Es waren Erntejahre.

Aber nun kamen schwere Zeiten auf uns zu, oder waren bereits im Gange. Hitler war 1933 an die Macht gekommen. Mein Mann hatte diese Katastrophe mehrere Jahre vorausgesehen. Er hatte in München 1923 den Hitler-Putsch miterlebt und die damit verbundene Judenverfolgung, und er hatte Gelegenheit, einer Jüdin zur Flucht aus München nach Wien zu verhelfen, um dort für sie eine Pension zu erstreiten, die ihr von ihrem verstorbenen Mann her zustand. Sie war eine begabte Persönlichkeit, eine Dichterin. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie noch ein Opfer der Judenverfolgung. In Theresienstadt mußte sie ihr Leben lassen. Wir haben ihr Schicksal später noch in Erfahrung bringen können. Sie hieß Steffy Österreicher, ihr Schriftstellername war Charlotte Wohlmuth. Ich besitze einige Werke von ihr. Mein Mann hat eine Arbeit über diese bedeutende Frau geschrieben.



Die Lage in der Politik war in Deutschland inzwischen ganz unstabil geworden, und die Spannungen nahmen bedrohlich zu. Im Jahre 1931 schrieb eine große Stuttgarter Zeitung einen Wettbewerb aus mit dem Titel: »Die Zukunft Deutschlands«. Mein Mann beteiligte sich daran und legte seine Gedanken darüber in einer Arbeit nieder. Es war ihm klar, daß uns eine radikale Entwicklung bevorstand im politischen Leben, auf Diktatur und Willkürherrschaft ging es zu, unausweichlich auf ein Naziregime, also auf ein großes Unglück, nicht nur für Deutschland. Neue Kriegsgefahr drohte, eine neue Katastrophe.

Die Arbeit ist noch vorhanden. Einen Preis hat sie ihm nicht eingetragen, er war ein einsamer Rufer. Es kam, wie es kommen mußte. Hitler trat 1933 die Macht an, und das Unheil nahm seinen Lauf.

In den Verlagen und bei den Schriftgießereien ging zunächst die Produktion weiter. Ich hatte Mühe, der vielen Arbeit nachzukommen, immer noch in den dreißiger Jahren. Die Verlage versuchten weiter zu produzieren, aber das Regime wurde immer mächtiger, die Freiheit des Wortes mußte getarnt werden, und auf mancherlei Weise wurde nach Auswegen gesucht. Eine offene Kritik oder gar Opposition wurde unmöglich. Diese hätte einen Sturm von Verboten, ja ein Verbot der gesamten Produktion ausgelöst, Existenz und Leben aufs Spiel gesetzt. Eine gewisse Solidarität unter den Verlegern war vorhanden im Stillen, im Untergrund, neben manchen mit dem System sympathisierenden Firmen.

Man wußte sehr wohl, daß ein Krieg vorbereitet wurde, daß die Rüstungsindustrie wieder aufgebaut war und auf hohen Touren lief. Das Vertrauen der Menschen untereinander schwand dahin, Verrat hier und dort und Verfolgungen, die menschenvernichtenden Konzentrationslager wurden aufgebaut. Der Antisemitismus wurde geschürt, verschärfte sich. Und dann kam die Nacht der Synagogenverbrennungen, die sogenannte Kristallnacht, vom achten zum neunten November 1938. Mein Mann dazu: »Jetzt brennen unsere Kirchen mit und noch vieles dazu!« Die Zeit war reif für den Ausbruch des Eroberungskrieges. Der Widerstand im Volk wurde mit Grausamkeit niedergehalten, und der befürchtete Krieg mit seiner ganzen Bedrohung für die Völker brach im Herbst 1939 aus.

Gegen meinen Mann lag vieles vor, auch der längst vergangene, aber noch aktenskundige Widerstand innerhalb der Wehrmacht als Offizier im Ersten Weltkrieg, auch damals schon ein Unterfangen auf Leben und Tod. Jetzt galt es für ihn, die Familie zu schützen. Da war ja auch die sogenannte Sippenhaft, die sehr zu fürchten war. Ohne Parteizugehörigkeit, ohne Hitlergruß hatte er sich bis jetzt durchgebracht und immer wieder Freunde gehabt und gefunden, die auf ähnlichen Wegen waren. Die beruflichen Schwierigkeiten wurden größer und wurden drängender an ihn herangetragen.

Wir lebten teils in Ludwigsburg, teils in Stuttgart, immer in Spannung zu dem Unglücksregime. Seinem Studium und seiner Ausbildung entsprechend nahm er eine besondere Stellung ein, und die Frage nach der Parteizugehörigkeit war unausweichlich, vor allem, wenn Beförderung bevorstand. Diese lehnte er jeweils ab mit der Begründung, die Stellung wechseln zu wollen. Das war also sein

Notausgang, der einige Male benützt werden konnte. Mein Mann verließ damit auch die Autobahnen und fand in Berlin ein Privatbüro, das Büro Ludin. Nach Parteizugehörigkeit wurde nicht gefragt. Dort sagte er zu.

Aber der Abschied fiel uns gar nicht leicht. Wir hatten für uns offene Menschen gefunden, die mit uns lebten und litten und durchaus Bescheid wußten. Nächte saßen wir zusammen und suchten, uns immer mehr Klarheit zu verschaffen, auch in geistlichen Fragen, auch aus den prophetischen Worten der Bibel. Manche Persönlichkeiten, darunter später auch Niemöller, fanden sich zum angeregten Gespräch ein, das zum Teil schriftlich festgehalten wurde. Eifrig suchte man den Weizen von der Spreu zu trennen. Es wurde immer schwerer, Tatsachen zu erfahren, und diese waren oft erschreckend.

Schließlich stand der Tag des Umzugs nach Berlin fest, im Frühjahr 1940, nachdem wir außerhalb der Stadt im Norden von Berlin Haus und Garten am Summtersee gefunden hatten.

Zunächst ließ sich für uns das Leben in der Mark Brandenburg verhältnismäßig friedlich an, wir wagten aufzuatmen, tief beeindruckt von der Schönheit und Unberührtheit dieses Landes. War es erlaubt, in diesen schweren Tagen des Krieges, in dieser Schreckenszeit dieses Land so anzunehmen und so zu lieben? Wie eine Heimat? Und sich in all der Not glücklich zu fühlen? Für Augenblicke Entsetzen und Grauen zu vergessen? Die Kinder fragten nicht lange, sie freuten sich über die Schätze, die sie vorfanden. Von dem See, an dem wir wohnten, gehörte ein Stück zu unserem Garten. Und große, herrliche Kiefernwälder ringsum! Und wie waren wir erstaunt über diese reichhaltige Tierwelt! Waren das nicht Milane, die mit gerundeten Schwänzen über dem See ihre Kreise zogen, und das hier ein Seeadler, der am Abend, groß und braun gefiedert, aus den Eichen hervorbrach? Am Morgen saßen große weiße Eulen auf der Umzäunung des Gartens; Schwäne, Enten, Bläßhühner auf dem See, im Ufergebüsch brütende Rebhühner ... und die Rohrsänger sangen gleich die ganze Nacht hindurch. Im Garten mühte sich am Morgen oft eine ganze Schar von Fasanen, den abendlichen Einstieg wiederzufinden, um in ihre Wildnis hinauszufließen zwischen den großen Fußspuren, die die Störche nachts hinterlassen hatten. Und die Kuckucke waren hier ganz zahm und flogen uns um die Köpfe und hörten nicht auf, ganz nahe ihren Namen zu rufen. Die Fische im See, die die Kinder angeln durften, wollen wir nicht vergessen, – und immer wieder stieß ein Vogel ins Wasser und holte sich auch seinen Braten. Den Füchsen im Wald war der Tisch reich gedeckt. Es wimmelte dort von allen möglichen Hühnervögeln. Inmitten dieses vielfältigen Lebens fing ich wieder an zu malen in diesem einmaligen Land von Heide, Wald und See.

Und wie nahm mein Mann dieses Erleben an? Er begann wieder zu schreiben, unter anderem auch Verse. Diese hier hatte er von einer Reise nach Oberschlesien mitgebracht:

Olsa-Land

Du Olsaland mit deinen Niederungen,
mit deinen Hügeln, deinen Bergeshöhn!
Ich brauchte lang, dich zu verstehn,
und dich zu lieben, hab ich oft gerungen.

Denn deine Flur ist karg und ausgebeutet,
und deine Weite schwermutsvoll beengt,
schmucklos die Orte und der Raum zersprengt,
von keiner Poesie geformt, gedeutet.

Die Menschen arm und ernst und scheu gesonnen,
in ewiger Bedrängnis fast zerknickt,
und doch sind Dank und Glauben nicht erstickt,
darum hab ich dich endlich lieb gewonnen.

Meine Tätigkeit als Grafikerin hatte durch die Einwirkung des Krieges nachgelassen. Durch Fliegerangriffe entstanden immer größere Schäden auch in unserer Nähe, besonders in den Nächten, in und um Berlin und anderswo. Das Kriegsgeschehen verschärfte sich. Und dann kam der Überfall Hitlers mit der Wehrmacht auf die UdSSR! Ein völliger Überraschungsangriff!

Mein Mann kommentierte: »Hier können wir nicht bleiben, hierher kommen die Russen. Der Krieg war schon vorher verloren, jetzt ist er haushoch verloren. Das ist ein Signal für uns! Ihr müßt zurück nach Württemberg!« Wir wollten davon nichts hören, aber alle Einwände halfen uns nichts. Da war ja unsere Hühner-Zeitung aus Schwaben, und darin war ein Haus ausgeschrieben im Mainhardter Wald, das sofort ins Auge gefaßt wurde. Mein Mann fuhr hin und kaufte es, obwohl es in einem sehr bedenklichen Zustand war. Dieser rasche Entschluß war auch davon bestimmt, daß die Firma Ludin, also seine Firma, sich entschlossen hatte, von Berlin nach Linz a.D. umzuziehen. Wir konnten vorläufig nicht mitkommen, und mein Mann wollte uns in diesem gefährdeten Land hier nicht zurücklassen.

Und ehe wir es uns recht versahen, saßen wir schon in der tief abgedunkelten Bahn, mit unseren 24 Schachteln, in denen sich auch ein Teil unserer Hühner und Kaninchen befanden, und dampften dem Schwabenland zu. Unheimlich das vollständig verdunkelte Land, das wir durchfuhren, und die Unterdrückung der Geräusche. Ich erinnere mich, wie langsam die Wagen dahinkrochen, wenn besonders gefährliche Abschnitte befahren werden mußten, zum Beispiel das Gebiet um Leuna. Am Morgen kamen wir doch noch wohlbehalten in Schwäbisch Hall an mit unseren beiden noch schlafenden Kindern, und landeten auch noch in Witzmannsweiler in unserem neuen, alten Hause.

Eigentlich fanden wir es dort wunderschön. Wie es unser Papa fertiggebracht hatte, das Nötigste herrichten zu lassen in Zimmern und Gängen, das entzieht sich meiner Kenntnis, auch wie er schon einen Teil der Möbel hatte vorausschicken

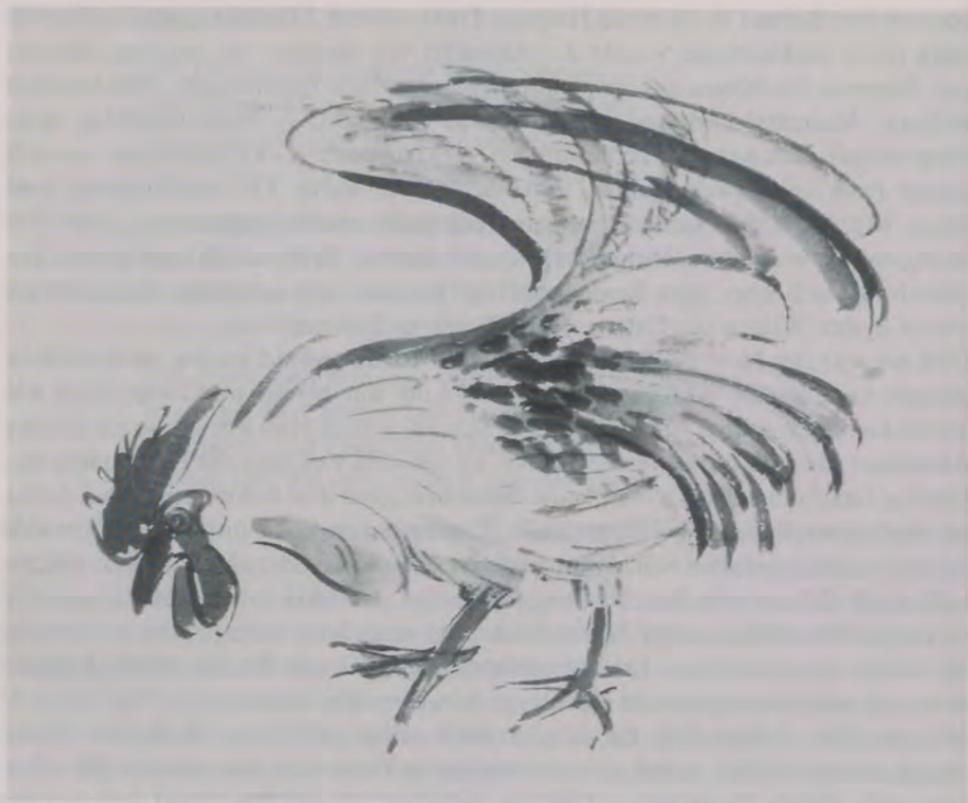
können von Summt in die neue Heimat! Trotz unserer Müdigkeit empfanden wir stark diese denkwürdige Stunde der Ankunft! Wir wurden von unseren näheren und ferneren Nachbarn gut aufgenommen, sogar mit Geschenken. Wir konnten wohnen! Mancherlei Mängel waren freilich vorhanden in Haus und Hof, aber diese reizten auch dazu, sie zu bewältigen, zu kämpfen mit »Kleinsibirien«, wie ich unsere neue Lebenswelt nannte. Ende September waren wir angekommen, und schon Mitte Oktober kamen die ersten Schneestürme dahergebraust. Einer der strengsten Winter des Jahrhunderts brach herein. Wir hatten wenigstens ein undichtes Dach über dem Kopf, aber wir konnten uns vorstellen, was gelitten wurde in den Weiten des Ostens, in Rußland, in Europa!

Und wo war der Herr des Hauses geblieben? Er hatte bald wieder zurückfahren müssen nach Berlin, und der Umzug nach Linz war bereits im Gange. Und wir hatten hier auch einiges zu bestehen: Der Schulweg nach Hall war schon ein kleines Abenteuer, das bewältigt werden mußte. Es schneite viel, und die Kälte nahm zu. Dreißig Grad unter Null waren keine Seltenheit, und drei Kilometer waren es bis zur Bushaltestelle auf der Hauptstraße. Es ging durch Wald und Feld. Wenn der Schnee zu hoch gefallen war, konnte ich zwei Leute aus dem Dorf bitten, mir zu helfen, die Kinder zum Bus zu bringen. Rechts und links faßten sie an, und ich versuchte mein Glück in der Mitte. Schließlich erreichten wir den Bus, in den wir die Kinder hineinstopften. Einen Sitzplatz haben sie in all den Jahren nie bekommen, mit anderen mußten sie stehen, ob Sommer oder Winter!

Mit der Zeit wußten sich die Kinder auch selbst zu helfen. Besonders Kälte veranlaßte sie einmal, neben der Haltestelle ein Feuerchen anzuzünden. Der Bus hatte wie üblich Verspätung. Und so genossen sie in Wind und Schnee die zunehmende Wärme. Da kam plötzlich mit großem Geschrei der Förster aus dem Wald heraus. Aber er wußte auch nichts Besseres, – eiligst hielt er seine durchgefrorenen Hände über die Flamme. Die Kinder taten dasselbe, und so standen sie, schön erwärmt, friedlich beieinander, bis schließlich doch der Bus kam und die Fahrt zur Schule losgehen konnte.

Eines Wintermorgens kamen meine beiden durchgefroren und übermüdet früher als gewöhnlich heim. Es hatte »Kohlenferien« gegeben, und die Schulen waren geschlossen worden. Der Bus zurück ging noch lange nicht. Was tun? Sie entschlossen sich, die 10 km eben unter die Füße zu nehmen. Aber der Weg war weit und der Schnee so tief! Sie wollten abkürzen, verließen das Sträßlein und versuchten, querfeldein und -waldein zu gehen. Schließlich mußten sie meterhohes Schneegebirge überwinden. Der Schnee war durch die nächtlichen Stürme zu lockeren Bergen aufgetürmt, aus denen sie sich wieder herausarbeiten mußten. Man kann ja auch im Schnee ertrinken. Wie durch ein Wunder erreichten sie dann doch wieder Weg und Steg und standen tief erschöpft vor der Haustür.

Nun kam eine Zeit der Ruhe. Manchmal waren wir am Morgen sogar zugeschnitten. Mit Vergnügen wurde um die Wette geschippt! Auch in dieser Zeit wurden wir gut versorgt. Holz wurde gebracht. Selbst Kohlen konnten wir uns in Mainhardt per Fuhrwerk abholen, Brot und Milch gab es auch, ja sogar mit »Metzelsuppen«



wurden wir versorgt von nahen und fernen Nachbarn, und das war im Winter 1941–42 eine große Hilfe.

Bei meinem Mann hatte sich noch einmal eine Veränderung ergeben. Er hatte eine Position an der Technischen Hochschule in Darmstadt gefunden. Der Weg zu uns nach Witzmannsweiler war nicht mehr so weit wie von Linz aus. Öfters konnte er nach Hause kommen, sogar manchmal an Wochenenden. Es war freilich auch dies eine beschwerliche Reise, aber er hatte zu Hause nicht unter den Fliegerangriffen zu leiden, er hatte einige ruhige Nächte, in Darmstadt gab es das nicht mehr. Aber die Bahnlinie war zum Teil unterbrochen. Man mußte zu Fuß von Neckarsulm nach Weinsberg marschieren. Man konnte dann von dort mit der Bahn nach Hall weiterfahren. Aber hier gab es neue Strapazen. In Hall um Mitternacht angekommen, stand ein zweistündiger Fußweg nach Hause bevor, wer weiß unter was für Wetterunbilden! Aber das Wichtigste war, daß mein Mann politisch in Ruhe gelassen wurde. Ich vermute, daß auch anderen in diesem Sinne geholfen wurde, eine stille Übereinkunft.

Aber immerhin, wir hatten uns soweit einrichten können, daß wir auch in den folgenden Jahren wohnen und leben konnten trotz zunehmender Gefahren durch

den Krieg und das Regime. Heute können wir mit Dankbarkeit an jene Zeit zurückdenken. Wir lebten so nahe an der Erde, am Wachsen und Vergehen, an den Bäumen, an weiten, wie unberührten Wäldern, deren Rauschen mir heute noch in den Ohren liegt in stillen Nächten. Wie nahe waren die Steine, die Gewässer, wie nahe die Tiere! Diesen Lerchenjubel habe ich seither nie mehr gehört, und den Wachtelschlag in der Frühe neben dem Schlafgemach! Ob er wohl inzwischen längst verstummt ist?

So manche Menschen kehrten in jenen Jahren bei uns ein und durften vielleicht Hilfe erfahren, geistig, leiblich und seelisch; aber auch wir empfingen unvergängliche, echte Werte, es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Das Kriegsgeschehen kam näher. Die Front der Alliierten rückte vor von Westen mit verstärktem Kanonendonner in den Nächten. Tags kreuzten die gefährlichen Jabos über diesem weltabgeschiedenen Lande. Viele deutsche Soldaten streiften unser Dorf und nahmen kurzen Aufenthalt. In unserem Haus wurde ein Befehlszentrum eingerichtet. In der Nacht sah man ferne Dörfer brennen. Die Brandkatastrophe von Heilbronn war bereits geschehen. Wir hatten uns im Keller einen Unterschlupf geschaffen, zusammen mit unseren Nachbarn, und schliefen auch dort.

Die Stunde der Kapitulation, der Übergabe, kam nun schnell. Es war gut für uns, daß es Amerikaner waren, die die Häuser durchsuchten und einnahmen. In unserer Gegend gab es manche späten, schweren Verluste, jeder Widerstand wäre sinnlos gewesen. – Die Niederlage war vollständig.

Kurz vor dem Einrücken der Amerikaner war noch eine schlimme Gefahr auf uns zugekommen. Unser nun vierzehnjähriger Sohn erhielt von der Wehrmacht einen Stellungsbefehl zur Fliegerabwehr. Zum Glück war mein Mann zu Hause und bereits von dem Krankenhaus zurückgekehrt, in dem er sich einer Operation hatte unterziehen müssen. So ein Stellungsbefehl war durchaus ernst zu nehmen, und der Vater setzte alle Hebel in Bewegung, seinen Sohn vor dieser Gefahr zu retten. Er wurde versteckt von einem Bauern in dessen Scheuer. Dort durfte er auch schlafen, beinahe vergraben im Heu. In dem Rektor von Wolfgangs Schule hatte Vater einen ganz verständigen Mann gefunden, der sich für den jüngsten der Klasse einsetzte. Viele junge Menschen, d. h. Kinder, sind damals bei Kriegsende noch umgekommen oder haben großen Schaden erlitten. Einen Schaden am Haus haben wir vor der Übergabe noch hinnehmen müssen, unsere Küche bekam einen schweren Beschuß und ging in Trümmer.

Seit dem Ende dieses Krieges sind viele Jahre vergangen, und unser Leben und das der ganzen Welt hat sich gewandelt. Wir mußten eine vollkommene Niederlage verkraften. Und die Siegermächte? Konnten sie sich ihres Sieges freuen? Auch sie mußten zum großen Teil durch dunkle Täler wandern, auch für sie waren die Verwüstungen groß, auch bei ihnen Hunger und Krankheit und großes Leid, über ganz Europa hin Friedhöfe von Soldaten; ja, alle Lebensalter sind hier vertreten, keines ist ausgenommen, Millionen über Millionen sind so still geworden. Und heute wie damals stehen wir vor der großen Frage: Muß das wirklich so sein und



bleiben? Auf der ganzen Erde dieses Leid, diese Ungerechtigkeit, diese Verfolgung, dieser Haß, diese Lieblosigkeit, dieser Egoismus. Und wieviele Generationen haben sich in tausenden von Jahren bemüht, diese Belastungen zu überwinden! Es ist bis heute den Menschen kein Erfolg beschieden gewesen. Ja, die Zerstörung scheint zuzunehmen, nicht nur unter den Völkern; die ganze Schöpfung ist betroffen. Die Tierwelt stöhnt unter tödlicher Bedrohung, eingeschlossen in diese Gefahr des Untergangs ist die Welt der Pflanzen, der Luft und der Gewässer, der Meere.

»Wie sind die Wasser so trübe geworden!«

Gibt es hier keinen Ausweg, muß diese Erde schon zugrunde gehen? Soll der einzige Weg der Abgrund der Vernichtung sein?

Aber wir haben Gottes Wort und Zusage, eine große Verheißung: Christus wird wiederkommen. Der Schöpfer dieser Erde und der ganzen Welt wird wiederkommen, der Schöpfer wird auch der Vollender sein. Was wir Menschen nicht vollbringen konnten, trotz bewußter Bemühungen, er allein kann neues Leben schaffen – »siehe, es ist alles neu geworden!«

Christus – hier ist der Raum für unser Vertrauen. Es geht dem Reich Gottes entgegen, dem Reich des Friedens, der Liebe, der Gerechtigkeit. Ich möchte gerne noch auf einige Zeilen meines verstorbenen Mannes hinweisen, die diese Verheißung zum Ausdruck bringen:

Befreiung.

Regungslos stehen
Baum und Kornfeld
in der Glut des Tages
mit großen Augen.

Worauf warten sie?
Auf Regen, auf die Reife,
auf die Ernte,
auf den Schnitt?

Sie warten auf uns!
Denn uns're Befreiung
vom Joch des Vergehens
ist auch die ihre.